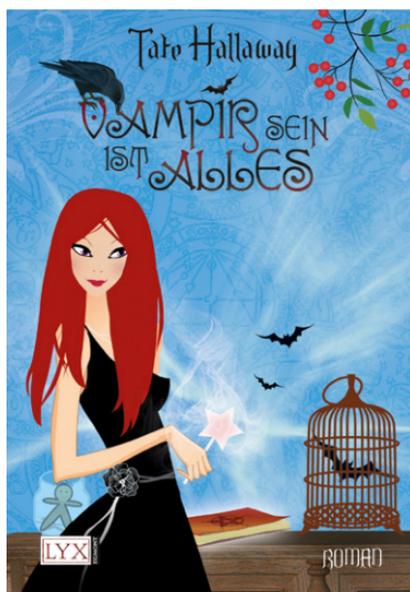




Unverkäufliche Leseprobe

Tate Hallaway
Vampir sein ist alles



320 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8286-8

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de

1.

SONNE

SCHLÜSSELWÖRTER:
DAS MÄNNLICHE PRINZIP,
EHEMANN UND MÄNNER IM ALLGEMEINEN

Konnte ich mir wirklich vorstellen, einen Vampir zu heiraten?

Der Diamantring an meinem Finger funkelte in der Morgensonne. Ich drohte mehr als einmal mit dem Rad im Straßengraben zu landen, weil mein Blick immer wieder auf den goldenen Reif fiel. Ich und heiraten?

Das Problem war nicht, dass ich Sebastian nicht liebte. Es war mir leichtgefallen, Ja zu sagen, und ich hatte es ehrlich gemeint. Aber Sebastian war nun einmal ein Vampir, und, na ja, weder sein Leben noch das meine war besonders ehefreundlich. Ich pflegte gelegentlich mitten in der Nacht aufzustehen und abzuhaue, was jedoch in der Regel damit zu tun hatte, dass ich von vatikanischen Mördern, vom FBI oder einer Voodoo-Priesterin verfolgt wurde oder die Göttin, die in meinem Bauch Unterschlupf gefunden hatte, mal wieder jemanden zur Strecke bringen wollte.

Aber seit ein paar Monaten war alles ganz ruhig und friedlich. Ich hatte sogar Verhandlungen mit dem Besitzer des okkultistischen Buchladens *Mercury Crossing* aufgenommen, dessen Geschäftsführerin ich bin, weil ich den Laden mithilfe meiner Notgroschen und eines Kredits aufkaufen wollte. Das hatte Sebastian vermutlich auf die Idee gebracht, den Bund fürs Leben zu schließen und sesshaft zu werden. Den Bund fürs Leben!

Habe ich schon erwähnt, dass er ein Vampir ist?

Während meine Gedanken weiter um die Geschichte mit dem weißen Kleid kreisten, kam plötzlich ein wilder Hund aus dem Graben gesprungen. Okay, eigentlich saß er einfach nur am Straßenrand und nagte an den sterblichen Überresten von Bambis überfahrener Mutter, aber als ich ihn sah, fiel ich fast vor Schreck vom Fahrrad.

Zuerst dachte ich, es sei ein Wolf, doch dafür war das Tier eigentlich zu schmal und mager. Blut tropfte an seinem Kinn herunter, während es sich über den Rehkadaver beugte. Als sich unsere Blicke kreuzten, beschlich mich das sonderbare Gefühl, dass hinter den glitzernden, fremdartigen Augen ein scharfer Verstand lauerte.

Und so tat ich, was jede Hexe getan hätte, in deren Bauch die dunkle Göttin Lilith wohnt: Ich kreischte wie ein kleines Mädchen.

„Iiiiiih! Geh weg, du großes, unheimliches Vieh! Hau ab! Verzieh dich!“ Ich trat wie eine Verrückte in die Pedalen, ruderte mit den Armen und versuchte, groß und bedrohlich zu wirken und nicht die ganze Zeit zu denken: Gleich frisst er mich, gleich frisst er mich ...

Der Wolf – oder was immer es war – legte den Kopf schräg und sah mich an, als hielte er mich für den größten Idioten von Mittelwisconsin. Dann verzog er sich gemächlich in das Maisfeld.

Immerhin hatte mich die Begegnung mit dem wilden Tier dazu gebracht, mal zwei bis drei Minuten nicht an Sebastian zu denken. Doch sobald sich mein Puls wieder halbwegs beruhigt hatte, begann sich das Gedankenkarussell von Neuem zu drehen.

Gab es überhaupt Wölfe in Wisconsin? Möglicherweise, aber war ich wirklich bereit für die Ehe?

Die Sonne brannte erbarmungslos auf den Asphalt, und es war noch nicht einmal acht Uhr. Ich war schweißgebadet, als ich von meinem Fahrrad stieg. Ich lehnte es gegen den schmiedeeisernen Zaun, der den Stamm einer Buscheiche schützte, und machte mir nicht die Mühe, es abzuschließen.

Es gibt sicherlich eine Menge Fahrraddiebe in Madison, aber in der State Street, wo sich *Mercury Crossing* befindet, herrscht eine Art Hippie mentalität vor. Mein Rad wurde mir bisher erst ein Mal gestohlen ... und wieder zurückgebracht. Ich hatte es nur gemerkt, weil das geknackte Schloss gewissenhaft gegen ein neues ausgetauscht worden war.

Dass man sich die Fahrräder hier „auslieh“, war einer der Gründe, warum ich Madison liebte. Außerdem erntete ich in dieser Stadt mit meinem Look höchstens mal einen flüchtigen Seitenblick. Ich trug einen blutroten Minirock und ein schwarzes, glänzendes, rückenfreies Oberteil, dazu Spinnennetzstrümpfe und schwarze High-Tops von *Converse*. Meine kurzen Haare waren schwarz gefärbt und standen strubbelig in alle Richtungen. Ein Mann, der einen Anzug trug und auf dem Weg zum Kapitol war – vielleicht ein Politiker –, grüßte mich im Vorbeigehen mit einem kurzen Nicken, wie man es in einer kleinen Stadt tut, auch wenn man sich nicht kennt.

Ich liebte diesen Ort!

Konnte ich mir vorstellen, als verheiratete Frau hier zu leben? Ich biss mir auf die Lippen. Darüber würde ich mir später Gedanken machen. Jetzt musste ich erst einmal arbeiten.

„Hey“, begrüßte mich William mit einem strahlenden Lächeln, als er in den Laden kam. „Halt mal deine rechte Hand hoch!“

Ich gehorchte verduzt. Ich war gerade dabei, die rabattierten Wicca-Bücher zum Verramschen in die Secondhandabteilung zu räumen.

William und ich waren befreundet, seit ich im Buchladen angefangen hatte. Inzwischen hatte er sich ganz gut davon erholt, dass er von seiner Exfreundin, einer Voodoo-Priesterin, besessen gewesen war. Man sollte meinen, dass er seine Suche nach der „wahren“ Religion mittlerweile aufgegeben hätte, denn einiges von dem, was er gefunden hatte, war ihm nicht besonders gut bekommen. Doch William war genauso unverwüstlich wie unsere Freundschaft. Sie hatte nicht einmal einen Knacks abbekommen, als er versuchte, mich umzubringen – und er selbst hatte sein Glück gleich am nächsten Tag bei einer Online-Ufosekte probiert.

Auf welche Religion William momentan abfuhr, ließ sich schwer sagen. Er sah ziemlich normal aus. Sein mausbraunes Haar fiel ihm in strähnigen Locken auf die Schultern, und er hatte seine runde John-Lennon-Brille auf der Nase. Er trug ein schlichtes braunes Shirt ... und ein rotes Bändchen an seinem Handgelenk. Aha, Kabbala!

„Oh“, machte William, nachdem er sich meine erhobene Hand angesehen hatte. „Du trägst deinen Right-Hand-Ring am falschen Finger.“

„Meinen *was*?“

„Deinen Right-Hand-Ring.“ William wirkte leicht verunsichert. „Ich habe die Anzeigen im *New York Times Magazine* gesehen. Du weißt schon: ‚Schenken Sie sich selbst einen Ring, statt ewig auf den Richtigen zu warten ...‘ Oh.“ Ich sah in Williams Augen, wie es ihm langsam dämmerte. „Aber du hast ja einen Mann an deiner Seite ... einen Vertreter der männlichen Art zumindest, der früher mal ein Mensch war, oder, besser gesagt, einen ... äh ...“

Ich beschloss, ihn zu erlösen. „Ja, Sebastian hat mich gefragt, ob ich ihn heiraten will.“

„Und du hast Ja gesagt? Bist du verrückt?“

Das hatte ich mich auch schon häufiger gefragt. Doch bevor ich antworten konnte, fuhr William fort: „Das wird doch total *Highlander*-mäßig! Denk mal darüber nach, in zehn Jahren seht ihr aus wie Demi Moore und Ashton Kutscher. Und danach? Ich sag nur: Michael Douglas und Catherine Zeta-Jones – bloß mit umgekehrten Geschlechtern. Du weißt, was ich meine. Du lieber Himmel, wenn du achtzig bist, werden die Leute denken, dass er dein Enkel ist. Kannst du dir vorstellen, wie peinlich das wird?“

Ich hätte William kein *In-Touch*-Abo zum Geburtstag schenken sollen! Aber wie ich zugeben musste, hatte er einen wichtigen Punkt angesprochen. Wenn ich alterte und Sebastian nicht, wie erklärten wir dann später den Leuten unseren offensichtlichen Altersunterschied? Außerdem war da noch das Problem mit dem Aussehen. Ich konnte mich darauf freuen, immer einen knackigen jungen Körper neben mir im Bett zu haben, aber Sebastian ...

Ich schüttelte den Kopf. Ich wollte nicht darüber nachdenken, was in sechsundfünfzig Jahren war. Schließlich hatten wir noch nicht einmal ein Datum für die Hochzeit ins Auge gefasst. „Alles zu seiner Zeit“, sagte ich zu William, der nicht aufhören wollte, missbilligend mit der Zunge zu schnalzen.

„Ja, sicher“, entgegnete er skeptisch.

„Und der Typ in *Highlander* hat seine Frau doch ewig geliebt, auch als sie schon uralt war, oder?“

William runzelte die Stirn. „Ja, ich glaube schon“, räumte er nach einer Weile widerstrebend ein. Er tippte sich ein paar-mal nachdenklich mit dem Finger an die Wange, dann zeigte

er auf mich. „Und was ist mit den Blutspenderinnen? Werden die dann deine Brautjungfern?“

„Also bitte, das ist nicht fair!“, erwiderte ich aufgebracht. „Jetzt suchst du doch nur einen Grund, um dich nicht für mich zu freuen, William!“ Die Wahrheit war, dass ich in diesem Moment wirklich nicht an Blutspender denken wollte. Dass Sebastian Leute brauchte, von deren Blut er sich ernähren konnte, war ein Problem, das wir noch zu knacken hatten.

„Sorry“, entgegnete William barsch. „Glückwunsch!“

Es entstand eine unangenehme Pause, und als ich den Mund öffnete, um gegen die Stille anzureden, rief er plötzlich: „Ach, die Dame von *Bear Claw Press* ist übrigens hier!“

Ich musste über den abrupten Themenwechsel lachen, und schon bald fing auch William an zu grinsen. Ich warf ihm ein liebevolles Lächeln zu, als ich zur Kassentheke ging, wo die Verlagsvertreterin wartete. Wie gesagt: eine unverwüstliche Freundschaft. Wir konnten einander nie lange böse sein.

Den restlichen Morgen verbrachte ich damit, mir den Werbevortrag der Vertreterin zu den Neuerscheinungen über Aromatherapie, ganzheitliches Leben und Akupunktur für Haustiere anzuhören.

Nachmittags war so wenig im Laden los, dass ich William früher Feierabend machen ließ. Aber dann, eine halbe Stunde vor Geschäftsschluss, stürmten plötzlich Unmengen von Kunden herein, denen anscheinend allen eingefallen war, dass sie unbedingt heute noch Kerzen, Tarotkarten und Räucherstäbchen brauchten. Ich stand die ganze Zeit an der Kasse und gab einen Betrag nach dem anderen ein, während ich gleichzeitig telefonische Anfragen beantwortete und Leute zu dem Regal mit den Rolfing-Büchern dirigierte.

Mitten in dem ganzen Chaos kam eine Frau an die Kasse und stellte sich mir als Marge vor. Sie hatte ein breites, freundliches Gesicht, lange grau melierte Locken und trug ein knallbuntes Hawaiihemd. „Ich habe dein Plakat für das Kennenlernetreffen zur Gründung eines magischen Zirkels gesehen.“

Ich hatte das Plakat mit Bannen versehen, sodass es nur von Menschen mit magischen Kräften gelesen werden konnte. Ich sah Marge mit zusammengekniffenen Augen an und machte den Aura-Test. Sie hatte eine erdige grüne Aura, die sich fest an ihren Körper schmiegte und sehr stark wirkte. Diese Art von Energie deutete darauf hin, dass sie eine Natur- oder Kräuterhexe war, doch dann fiel mir noch etwas anderes auf: ein helles Leuchten, das von dem Hundeanhänger an ihrer silbernen Halskette ausging.

Ich hätte Marge gern auf das Schmuckstück angesprochen, aber das Geschäft ging vor. Hinter ihr hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet. „Möchtest du noch etwas kaufen?“ fragte ich. Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Ich dachte, sie träte nun wenigstens zur Seite, doch das tat sie nicht. Also musste ich um sie herumgreifen, um die Bernsteinkette anzunehmen, die mir eine Kundin hinhielt.

Marge schien überhaupt nicht mitzubekommen, dass sie den gesamten Verkehr aufhielt. „Ich freue mich schon auf das Treffen heute Abend“, sagte sie.

„Äh ... oh ja, ich auch“, entgegnete ich zerstreut. Mir war gerade wieder eingefallen, dass ich eigentlich etwas früher hatte schließen wollen, um noch Knabberzeug und Limo für den Abend zu besorgen. Sebastian und ich waren zu dem Schluss gekommen, dass es an der Zeit war, einen eigenen Zirkel zu gründen. Mich wieder einer Gruppe anzuschließen war ein großer Schritt für mich.

Mein letzter Zirkel war von der Eustachius-Kongregation vernichtet worden, einer üblen paramilitärischen Vereinigung, die den Vers aus dem zweiten Buch Mose „Eine Hexe sollst du nicht am Leben lassen“ allzu wörtlich nahm und alle Menschen mit magischen Fähigkeiten töten wollte. Ich hatte nur überlebt, weil ich damals zu spät zu dem Treffen meines Zirkels gekommen war und die Geistesgegenwart besessen hatte, die Göttin Lilith zu rufen, als mich die Mörder angriffen. Von dem schrecklichen Ereignis hatte ich Narben davongetragen, körperliche wie seelische. In jener Nacht in Minneapolis hatte sich meine Augenfarbe verändert und mit ihr mein ganzes Leben. Ich hatte es seitdem nicht gewagt, einen neuen Zirkel zu gründen.

Doch inzwischen hatte ich mir viele Dämonen vom Hals geschafft. Die Kongregation verfolgte mich nicht mehr. Dank eines mächtigen Illusionszaubers, für den ich Sebastians und mein Blut vermischt hatte, hielten uns die Jäger für tot.

Auch vom FBI hatte ich nichts mehr zu befürchten. Die Ermittlungen zum Tod der Vatikanagenten, die Lilith in Minnesota umgebracht hatte, hatten es zu mir geführt, doch Parrish, mein Vampir-Ex, hatte die Schuld auf sich genommen. Er hatte sogar sein Leben – beziehungsweise sein Unleben – dafür geopfert, dass der Fall abgeschlossen und nicht weiterverfolgt wurde.

Ich fragte mich, wo er wohl war und ob es ihm gut ging.

Ein Kunde, der hinter Marge stand, räusperte sich geräuschvoll. „Oh, tut mir leid, war gerade ganz woanders ...“, murmelte ich, tippte rasch in die Kasse ein, was er zu zahlen hatte, nahm sein Geld und gab ihm heraus. Dabei hantierte ich die ganze Zeit um Marge herum, die sich nicht vom Fleck rührte. „Hast du noch eine Frage oder so?“, erkundigte ich mich bei ihr.

„Nein, nein.“ Sie sah sich lächelnd um. „Hübsch, die Windspiele!“

Ich schaute zu den Kristallmobilen, die unter der Decke hingen. Wir hatten alle möglichen Arten im Angebot: Jadeperlen an Goldketten für Wohlstand, schwere Amethyste an Silberdrähten für einen klaren Verstand und bimmelnde Glasglöckchen, die ... nun ja, die mir einfach nur auf die Nerven gingen. „Möchtest du eins kaufen?“

„Nein, ich bewundere sie nur.“

Ich warf der nächsten Kundin ein entschuldigendes Lächeln zu. Sie kniff missbilligend die Lippen zusammen und funkelte Marge böse an. Ich dachte schon, sie würde sie zur Seite schubsen, doch stattdessen seufzte sie nur übertrieben und hielt mir ungeduldig ein Buch hin.

Ich schaute auf den Titel, unterdrückte ein spöttisches Grinsen und informierte die Dame, dass *Der innere Frieden: Die tibetanische Methode* sie 24.99 Dollar kosten würde.

„Meine Großmutter war eine Hexe“, sagte Marge unvermittelt.

„Wirklich?“, entgegnete ich höflich.

„Ja“, sagte Marge, die sich offenbar schon durch das kleinste Anzeichen von Interesse zum Weiterreden ermutigt fühlte. „Famtrad.“

Famtrad stand für *Familientradiation*, was wiederum heißen sollte, dass sie ihre Hexenkräfte geerbt hatte und auf eine lange Reihe Vorfahrinnen zurückblicken konnte, die die alte Religion nach der Inquisition, der Zeit der Hexenverbrennung, heimlich am Leben gehalten und weitergegeben hatten. Mit der ersten Behauptung hatte ich im Allgemeinen kein Problem, doch was die zweite anging, hatte ich meine Zweifel. In der Hexengemeinschaft herrscht große Uneinigkeit über den Ursprung unserer Religion und darüber, ob sie

im zwanzigsten Jahrhundert entstanden ist oder schon seit irgendeinem vorgeschichtlichen Matriarchat ausgeübt wird. Für mich ist das, ehrlich gesagt, nicht von Bedeutung, denn ich bin der festen Überzeugung, dass alle Religionen irgendwann einmal erfunden wurden und dass etwas Neues nicht unbedingt weniger real oder wahr ist als etwas Altes.

Dass die Macht selbst sehr alt war, bezweifelte ich nicht im Geringsten. Schließlich hatte ich Lilith in meinem Bauch. Es spielte aber keine Rolle für mich, ob SIE zu mir gekommen war, weil es eine alte religiöse Praktik gab, die seit Urzeiten angewendet wurde, oder weil die erste moderne Hexe einfach per Meditation und Zufall den richtigen Knopf gedrückt hatte. Das Entscheidende für mich war, dass es real war. Es funktionierte.

Mit dieser lockeren Einstellung eckte ich natürlich regelmäßig bei den Hardlinern an. Also lächelte ich nur und nickte Marge zu.

Der nächste Kunde durchbohrte Marges Rücken förmlich mit seinen Blicken. Er kam bestimmt von auswärts, denn er ranzte sie an, wie es die höflichen Leute im Mittelwesten niemals tun würden. „He, ich habe hier eine Menge Zeug, könnten Sie mal Platz machen?“

Marge trat erschrocken einen Schritt zur Seite, murmelte eine Entschuldigung und sah mich verlegen an. Ich schenkte ihr ein freundliches Lächeln. Sie meinte es nicht böse; sie konnte nichts dafür. Marge gehörte offenbar zu den Leuten, die es einfach nicht mitbekamen, wenn sie störten. Ich wollte ihr gerade auf die Sprünge helfen, als sie sagte: „Ich glaube, in meinem letzten Leben war ich Mata Hari.“

Ookay.

Nicht dass ich mit Wiedergeburt nichts anfangen konnte – ich war mir hundertzwanzigprozentig sicher, dass Seelen

wiederkehrten wie mehrjährige Pflanzen im Frühling. Aber wenn mir jemand erzählte, er sei im früheren Leben eine berühmte oder gar berüchtigte Person gewesen, ging bei mir immer die kleine rote Fahne hoch. Die meisten von uns waren keine Könige oder Königinnen gewesen. Wenn Seelen recycelt wurden, dann hatten die meisten Menschen ihre früheren Leben ganz ähnlich verbracht wie das jetzige: Sie hatten ein ganz normales, durchschnittliches, arbeitsames Dasein geführt. Und das finde ich persönlich auch völlig in Ordnung. Jedes gelebte Leben ist wertvoll, auch wenn man eine mittlere Führungskraft in den 1930ern war. Man kann immer etwas dazulernen und sein Wissen erweitern. Man muss nicht Kleopatra sein, um ein segensreiches Leben zu führen.

Nach dieser Anhäufung sonderbarer Äußerungen fragte ich mich, was Marge glaubte mir beweisen zu müssen. Ich wusste bereits, dass sie magische Kräfte besaß. Erstens hatte sie mein verhextes Plakat gesehen, und zweitens hatte ich es an ihrer Aura erkannt.

Mittlerweile waren es nur noch fünf Minuten bis zum Ladenschluss, und es standen noch drei Leute an der Kasse. Ich setzte also mein allerfreundlichstes, charmantestes Lächeln auf und sah Marge in die Augen. „Hör mal, es tut mir leid. Ich muss dich bitten, jetzt zu gehen, aber ich freue mich schon wahnsinnig auf heute Abend, Marge. Dann kannst du mir alles erzählen.“

Das hätte ich besser nicht gesagt.

Sechs Stunden später redete Marge in einem fort auf mich ein. Sie hatte mich regelrecht in die Enge getrieben – zwischen meinem Bücherregal und dem Fenster – und schilderte mir ihre sexuellen Großtaten aus den früheren Leben in allen qualvollen Einzelheiten.